

JORGE
SEMPRÚN

FEDERICO SÁNCHEZ
VERABSCHIEDET SICH

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5309

Federico Sánchez verabschiedet sich erzählt die unwahrscheinliche politische Karriere des Ex-Kommunisten, Widerstandskämpfers, KZ-Überlebenden und Schriftstellers Jorge Semprún, der 1988 als parteiloser Kulturminister in das Kabinett des spanischen Ministerpräsidenten Felipe González berufen wurde. Entschieden im Urteil, ironisch im Tonfall, berichtet Semprún von seinen Erfahrungen mit der Macht, mit politischen Ränkespielen und Intrigen – und dem eigenen Scheitern. Dabei entsteht nicht nur eine kritische Bestandsaufnahme der jungen spanischen Demokratie, sondern zugleich ein faszinierendes Selbstportrait des Autors: Semprún versammelt die Bruchstücke seines Lebens, lässt sein assoziatives Gedächtnis zu wichtigen Stationen der Biografie wandern und begibt sich immer wieder auf die Suche nach der absurden Komik des Lebens.

Jorge Semprún, geboren 1923 in Madrid, ab Beginn des Spanischen Bürgerkriegs im Pariser Exil, war Mitglied der Résistance und der Kommunistischen Partei, wurde 1943 ins KZ Buchenwald deportiert. Ab 1963 publizierte er zahlreiche, meist autobiografische Werke. Von 1988 bis 1991 war er spanischer Kulturminister. Semprún starb 2011 in Paris.

JORGE SEMPRÚN

FEDERICO SÁNCHEZ
VERABSCHIEDET SICH

Aus dem Französischen
von Wolfram Bayer

SUHRKAMP

Die französische Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
Federico Sanchez vous salue bien bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5309

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1994

© Éditions Grasset & Fasquelle, 1993

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47309-2

www.suhrkamp.de

Für Javier Pradera,
wie immer, für immer;
für Plácido Arango,
für die neue Freundschaft.

I
Von einer Rückkehr
in die Stadt meiner Kindheit

Die Autos hielten am Straßenrand.

Man hörte, wie Wagentüren aufgerissen und schwungvoll wieder zugeschlagen wurden, die Leibwächter schwärmten aus. Ganz in der Nähe das taumelnde Auf-flattern eines Taubenschwarms unter der Julisonne, die längs der Straße einfiel, sie unter ihrem bleiernen Licht erdrückte.

Wir waren angekommen.

Ich blickte mich um, glaubte zu träumen. Mir war zum Lachen zumute, aber nicht unbedingt vor Freude. Lachen über die absurde Komik des Lebens. Vielleicht war dieser merkwürdige Zufall aber weder absurd noch komisch. Vielleicht war er ganz im Gegenteil bedeutungsvoll.

Wir befanden uns im Retiro-Viertel, in der Calle de Alfonso XI. Auf der Straßenseite mit den ungeraden Nummern, genau gegenüber dem Haus mit der Nummer 12. Ich sah das Eingangstor, die Fenster im vierten Stock. Ich wußte, was dort, hinter diesen Fenstern war – oder vielmehr gewesen war. Ich kannte die Anzahl der Räume, die sie erhellten, ihre Anordnung entlang dem endlosen Gang, der ganz hinten rechtwinkelig abbog und parallel zur Querstraße, der Calle Juan de Mena, weiterlief.

Sicher war der Gang im vierten Stock, zu dessen geschlossenen Fensterläden (um die Sommerhitze fernzuhalten? oder stand die Wohnung leer?) ich auf sah, nur in meiner Erinnerung endlos lang; es war eine Erinnerung aus meiner Kindheit. Das heißt: ich hatte in dieser Wohnung, vor der mich der Dienstwagen soeben abgesetzt hat, meine Kindheit verbracht.

Kurz zuvor hatte mich der für die Beziehungen zum Parlament und das Regierungssekretariat zuständige Minister vom Hotel *Palace* abgeholt, in dem ich damals vorläufig wohnte. Er wollte mir eine Dienstwohnung zeigen, die noch nicht vollständig eingerichtet war und mir, wie er meinte, zusagen könnte. Die Fahrt war kurz gewesen. Die Wagen hatten die Plaza de Neptuno am Prado und am Gefallenendenkmal vorbei überquert und waren in die Calle Juan de Mena eingebogen. Und schon waren wir in der Calle de Alfonso XI gelangt.

Der Kreis hatte sich allem Anschein nach geschlossen.

Ich hatte diese Straße an einem Julimorgen des Jahres 1936 verlassen, unterwegs in die Sommerferien, ein ganzes Leben früher: ein halbes Jahrhundert früher. Das ist schnell, in einem Zug gesagt, läßt sich mit wenigen Federstrichen niederschreiben. Ein halbes Jahrhundert wiegt aber schwer im Gedächtnis der Seele und des Körpers.

Am Tag vor dieser Abreise in die Sommerferien war der Aufstand des Afrikaheers und der wichtigsten Garnisonen Spaniens gegen die Regierung der Republik ausgebrochen. Uns blieb gerade noch Zeit, um in das baskische Fischerdorf Lekeitio zu entkommen; auf dem Weg dorthin waren wir durch einige Städte – Burgos, Vitorio – gekommen, in denen die fiebrige Aktivität der Militärs bereits spürbar war.

In jenem Sommer waren die vom feinen Sand des Ozeans bedeckten Strände von Leikitio fast völlig menschenleer. Die gewohnten Urlauberfamilien waren in Bilbao oder Madrid geblieben, wahrscheinlich, um die Klärung der politischen Lage abzuwarten. Sie hat sich geklärt – im Blut und im Grauen eines langen Bürgerkriegs.

Es war mir tatsächlich zum Lachen zumute. Nicht unbedingt vor Freude.

»Hier ist es«, sagte Minister Zapatero.

Er wies auf den Eingang der Nummer 9, genau gegenüber dem Haustor meiner Kindheit.

Ein halbes Jahrhundert, nachdem ich das Retiro-Viertel verlassen hatte – den Park, den Prado, den botanischen Garten, die Kirche San Jerónimo, die vornehmen Wohnstraßen, den Gemischtwarenladen von Santiago Cuenllas, das Hotel *Gaylord's* –, nach zwei Kriegen also, nach dem Exil, nach Buchenwald, dem Kommunismus, nach Frauen und einigen Büchern war ich an meinen Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Ich habe aber keine Zeit, um diesen besonderen, einzigartigen Augenblick auszukosten. Ich habe keine Zeit, um anhalten und über dieses Leben nachdenken zu können, über mein Leben, das sich nun neuem Blick als ein Ganzes darbietet: schwindelerregend transparent. Mit diesem Ort ist meine früheste Erinnerung verbunden, ein Besuch meines Großvaters Antonio Maura, der in unmittelbarer Nähe der Calle de Alfonso XI in einer Avenue wohnte, die heute seinen Namen trägt. Mein ganzes Leben, von dieser frühesten Erinnerung an bis zu diesem Tag im Juli 1988 könnte sich jetzt in meinem Gedächtnis entfalten. Es würde genügen, die Augen zu schließen und reglos zu warten, bis alles wiederkommt. Ich habe aber keine Zeit. Die anwesenden offiziellen Personen – Architekten, Bauleiter, Ministersekretäre, was weiß ich – wollen uns durch die Dienstwohnung führen, die sie mir anbieten.

Ich werfe einen letzten Blick auf das Haus gegenüber. Es ist in schlechtem Zustand. Seine Baufälligkeit läßt mich eher an die inzwischen vergangene Zeit als an die Vergangenheit selbst denken. Die Vergangenheit ist die Kindheit; die vergangene Zeit ist das Altern. Die Fassade des Hauses war kurz vor dem Bürgerkrieg restauriert,

seine Fensterläden waren neu gestrichen worden. Die Patina der Zeit hat das Bild, das ich als Kind von ihm hatte, verwischt: das Haus meiner Kindheit war wie ich gealtert, war mit mir gealtert. Wir leben immer im Jetzt, unmittelbar in der reglosen, vom Lauf der Dinge erodierten Zeit.

Ich mache kehrt, betrete das Haus Nummer 9 der Calle de Alfonso XI.

Einige Tage zuvor hatte bei mir zu Hause in Paris das Telefon geläutet.

Ich sage »zu Hause«, eine reine Konvention: um es rasch und einfach zu sagen. »Zu Hause« ist leicht verständlich, auch wenn es nichts bedeutet. Oder irgend etwas bedeutet. Ich bin nirgendwo zu Hause. Oder aber irgendwo, was aufs gleiche hinausläuft. Man biete mir im Umkreis eines Spaziergangs einige Cafés, einen Fluß, Buchhandlungen und ein Museum an, und schon ist es geschehen: ich bin zu Hause.

Jedenfalls war ich in den letzten Jahren vor allem in Paris »zu Hause«.

Gegen Abend läutete also das Telefon, und eine Stimme fragte mich auf spanisch, ob sie mit mir spreche. Ich bejahte und bestätigte so, daß ich sehr wohl ich selbst sei. Eine etwas gewagte, von Anmaßung nicht völlig freie Behauptung. Schließlich darf man die telefonische Kommunikation nicht allzusehr durch analytische Spitzfindigkeiten behindern. Wollte man sich darauf einlassen, bei jedem Anruf seinen Wittgenstein zu rekapitulieren, würde man wohl nicht weit kommen.

Nachdem sie bei der Frage nach meiner Identität also mit einem blauen Auge davongekommen war, bat mich die spanisch sprechende Frauenstimme, am Apparat zu

bleiben. Ich hörte ein Knistern und Klicken in der Leitung, und es meldete sich eine andere Frauenstimme. Diese Stimme erkannte ich: es war die Stimme Miryams, der Sekretärin Javier Solanas, des Kulturministers der sozialistischen Regierung Spaniens. Er wolle mich sprechen, kündigte Miryam an. Das kam noch keineswegs überraschend, Solana und ich standen in regelmäßiger Verbindung. Er war einer meiner Freunde an der Spitze der Sozialistischen Partei Spaniens, die sechs Jahre zuvor nach triumphal gewonnenen Wahlen an die Macht gekommen war. Übrigens einer meiner wenigen Freunde in dieser Partei, deren politisches Personal mir im großen und ganzen unbekannt war. Und eher gleichgültig.

Javier Solana war in der Leitung. Die Frage, mit der er unser Gespräch eröffnete, war etwas verwirrend. »Sag mal«, erkundigte er sich ohne Umschweife, »welche Nationalität hast du?« Ich verstand die Frage nicht. Oder erfaßte vielmehr nicht ihren konkreten, praktischen Hintergrund. Ich beantwortete sie grundsätzlich. »Eigentlich bin ich heimatlos«, gab ich zur Antwort. »Zweisprachig, daher schizophran, daher wurzellos. Und im Grunde ist meine Heimat nicht die Sprache, wie für die meisten Schriftsteller, sondern das, was gesprochen wird.« Eine kurze Stille, dann lachte Solana auf. »Sehr gut«, sagte er, »aber ich wollte eigentlich nur wissen, welche Papiere du hast. Hast du einen spanischen oder einen französischen Paß?«

Ich hatte selbstverständlich einen spanischen Paß. Ich war nie auf die Idee gekommen, mir einen französischen Paß zu besorgen und damit die spanische Nationalität aufzugeben. Die französische Staatsbürgerschaft ist mir wiederholt angetragen worden: alle dafür erforderlichen Bedingungen seien erfüllt, hieß es. Ich schrieb auf französisch, ich war ein ehemaliger Widerstandskämpfer und

Deportierter, obendrein mit einer Französin verheiratet – gleich zweimal übrigens: als Rückfallstäter mußten meine Chancen gestiegen sein –, und war darüber hinaus ein vorbildlicher Steuerzahler, seitdem ich 1963 aus der fiskalischen Nichtexistenz des kommunistischen Untergrunds aufgetaucht war.

Ich war aber nie auf den Gedanken verfallen, auf diesem Weg Franzose zu werden. Ich war in Frankreich ein spanischer Roter gewesen, in Buchenwald ein »Rotspanier«. Eine solche Identität gibt man unter keinen Umständen auf, hatte ich mir immer gesagt. In gewisser Weise war mir damit ein historisches Schicksal zugewiesen worden. Ich mußte es annehmen. Schon deshalb, weil dieses Schicksal voller Risiken war und mich darüber hinaus mit einer gedemütigten und brüderlichen Gemeinschaft verband. Als meine wahre Heimat hatte ich das politische Exil außerhalb Spaniens erlebt: diese Möglichkeit hatte sich zumindest abgezeichnet, trotz des manchmal tragischen und häufig ermüdenden Welt Schmerzes jener Exilantengespräche, in denen vergangene Erlebnisse bis zum Überdruß durchgekaut wurden. Ich war jahrelang im Besitz von Flüchtlingspapieren und eines Reisedokuments der Vereinten Nationen, ähnlich dem einstigen Nansenpaß, gewesen.

Für meine Reisen hatte ich freilich vor allem gefälschte Papiere benutzt. 1964 war ich mit einem französischen Paß, der auf den Namen Camille Salagnac ausgestellt war, aus Prag zurückgekehrt. Ich war in Mirombel, Corrèze, geboren und wohnte in der Rue Collange in Levallois-Perret. Es war meine letzte Reise mit einem gefälschten Paß: in einem alten, in der Umgebung von Prag gelegenen Schloß der böhmischen Könige hatte eine endlose Sitzung des Exekutivkomitees – eine in diesem Fall völlig zutreffende Bezeichnung, man hatte mich tatsäch-

lich exekutiert – der Kommunistischen Partei Spaniens stattgefunden, und ich war aus der Partei ausgeschlossen worden. Einige Wochen darauf war mir in einem anderen Schloß in Salzburg, das nicht den Böhmenkönigen, sondern der Fürstenfamilie derer von Hohenlohe gehörte, für *Die große Reise* der Literaturpreis Formentor verliehen worden. Damit begann ein anderes Leben, ein Leben ohne gefälschte Papiere. Ich war mir damals noch nicht sicher, ob ich das alte nicht vermissen würde. Oder zumindest die Abenteuer und die Brüderlichkeit, die ich in ihm erlebt hatte.

Der diensthabende Polizist an der Grenzkontrolle des Flughafens Orly wußte natürlich nichts von diesen Zwischenfällen meines persönlichen Lebens. Dennoch blickte er überrascht auf, als er meine Papiere überprüfte. »Levallois-Perret, rue Collange!« rief er aus. »Wir wohnen ja in derselben Straße!« Sein Blick verriet keine Freude an diesem Zufall. Nicht einmal Genugtuung über dieses unerwartete Zusammentreffen. Es war ein mißtrauischer Blick. »Wir sind einander nie über den Weg gelaufen«, fügte er hinzu. Er hielt meinen Paß in der Hand und untersuchte ihn mit, wie mir schien, kritischen Blicken. Ich sagte mir, daß ich nun doch noch in eine Geschichte um gefälschte Dokumente verwickelt werden würde, und das auf die allerdümmste Weise: während der letzten Reise dieser Art. Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als ich im Begriff war, die Welt des Untergrunds zu verlassen. Ich setzte mein lebenswürdigstes Lächeln auf . . . »Wir dürften verschiedene Arbeitszeiten haben«, sagte ich. Er zuckte mit den Achseln, das erschien ihm einleuchtend. Er händigte mir meinen Paß aus, und ich kehrte unter dem Namen Camille Salagnac, der mir immer unvergeßlich bleiben wird, ins gewöhnliche Leben zurück.

Einige Zeit darauf suchte ich im Spanischen Generalkonsulat in Paris um einen Paß an. Mein Status als Flüchtling erlaubte mir zwar, in der ganzen Welt – zumindest im zivilisierten Teil der Welt – umherzureisen, machte es mir aber zugleich unmöglich, die spanische Grenze zu überschreiten. Ich hatte sehr rasch erkannt, daß es mir schwerfallen würde, auf die Aufenthalte in meinem Heimatland zu verzichten, auch wenn ihnen von nun an die Aura des Abenteuers fehlen würde. Einige Freunde – Javier Pradera, Clemente Auger, Elías Querejeta, Domingo »Dominguín« –, einige Landschaften, Speisen, Gemälde, eine bestimmte Art von Geselligkeit: es schien mir, daß ich ohne sie nicht leben können würde. Ich suchte also um einen spanischen Paß an, der mir lange verweigert worden war, da meine früheren politischen Aktivitäten den Polizeibehörden meines Landes bekannt waren. Bis zu einem Tag im Jahr 1967, an dem mich der Konsul zu sich bat und mir eröffnete, er habe nun die Genehmigung bekommen, mir einen auszustellen. »Aber auf ihr eigenes Risiko«, wie er hinzufügte.

Ich bin auf die juristische Absurdität seiner Worte nicht näher eingegangen. Wie kann ein Staat einem seiner Bürger jenen Paß »auf eigenes Risiko« ausstellen, auf den er ein Anrecht hat? Ist dieses Recht etwa seinem Wesen nach riskant, gefährlich? Ich sagte aber nichts. Ich wußte, daß ich kein Bürger war: nur Untertan. Das damalige Spanien, und mit ihm seine Konsuln und Vertreter aller Art, kannte nur Untertanen. Und Untertan zu sein birgt bekanntlich immer Risiken. Beträchtliche Risiken. Ich hütete mich, dem spanischen Konsul gegenüber eine derart heikle Frage anzuschneiden. Ich nahm den Paß entgegen, auf mein eigenes Risiko. So habe ich immer das entgegennehmen müssen, was in mir, in meinem Leben, von Spanien kam: meine Kindheitserinnerungen,

die Illusion einer Zukunft, eine gewisse verzweifelte Vitalität, das Lächeln einiger Frauenporträts von Goya: auf eigenes Risiko.

Javier Solana ist aber immer noch am Apparat, und ich möchte ihn nicht warten lassen. Jedenfalls vergeht bei derartigen Reflexionen und Erinnerungen, die hier, auf äußerste Kürze reduziert, doch einige Dutzend Zeilen eingenommen haben, im geistigen Raum keine Zeit: sie blitzen im Augenblick auf.

Ich gab Solana sofort zur Antwort, daß ich einen spanischen Paß hatte. Ich hatte den Eindruck, daß ihn dies beruhigte. »Dann kann ich also weitermachen«, sagte er. »Sitzt du, damit ich dir das Folgende beibringen kann?« All dies begann mich nun ernstlich zu beunruhigen. Ich sagte ihm, daß ich zwar stünde, aber noch ganz gut auf den Beinen wäre. »Setz dich trotzdem hin«, drängte Solana. Und er rückte mit der Botschaft heraus, die er mir zu überbringen hatte. Felipe González werde in den folgenden Tagen eine Kabinettsumbildung vornehmen und bot mir das Kulturministerium an. Mir bliebe die Nacht, um mir das Angebot zu überlegen, nicht mehr. Sie bräuchten die Antwort am nächsten Morgen. Sollte ich annehmen, würde er mir ein Flugticket schicken, damit ich am übernächsten Tag, einem Mittwoch, González in Madrid treffen könnte. Wir würden gemeinsam in der Moncloa zu Abend essen.

Daraufhin – das gehörte selbstverständlich auch zu seiner Mission – setzte er mir alle Argumente auseinander, die dafür sprachen, das Angebot von Felipe González anzunehmen. Ich hörte seiner Aufzählung zu, einige hielt ich für durchaus vernünftig. Andere betrafen mich nicht. Ich sagte nichts, versprach bloß eine Antwort am nächsten Morgen. Immerhin fragte ich ihn – eine Pflicht der Höflichkeit, da man mir ja seinen Posten antrug –,

welches Ministerium in dieser Umbildung für ihn vorgesehen war. Das Unterrichtsministerium, sagte er.

Das war alles, wir hängten auf. Mir blieb die Nacht, um mich zu entscheiden.

Am übernächsten Tag, dem 6. Juli 1988, einem Mittwoch, standen wir auf der Freitreppe vor dem Moncloa-Palast.

Es war Mitternacht, wir waren im Begriff, uns zu verabschieden.

Als das Auto, das mich ins *Palace* zurückbringen sollte, am Fuß der Treppe hielt, wandte sich Felipe González an mich.

»Es wird herrliche Augenblicke geben und leere, trostlose Tage. Du wirst Freunde haben, wirkliche Freunde und falsche. Und alle möglichen Feinde, das ist nicht zu vermeiden. Man wird dir keine Geschenke machen, verlaß dich darauf. Diese Gesellschaft ist einfach so, bis heute von Provinzialismen, von sozialem Ressentiment, von Archaismen erschüttert. Du wirst aber an dem Tag, an dem du bei deiner ersten Dienstreise erleben wirst, wie ein Offizier der Guardia Civil vor dir strammsteht, abschätzen können, was sich in diesem Land inzwischen verändert hat, und du wirst verstehen, was deine Mitarbeit in der Regierung bedeutet . . .«

Wir umarmten uns, ich stieg in den Wagen.

Den ganzen Abend lang hatten mich Zweifel – oder zumindest Fragen – über die Richtigkeit meiner Entscheidung geplagt. Nicht, daß ich es bereut hätte, das Ministeramt angenommen zu haben; es war auch nicht der uneingestandene Wunsch, in die Vergangenheit zurückzukehren. Ich wollte mir einfach über die Motive möglichst klar werden, die mich zur Annahme bewogen

hatten, abgesehen von jenem unmittelbaren Impuls, von jener fast sinnlichen Freude, die mich im ersten Augenblick ergriffen hatte.

Warum habe ich also das Angebot Felipe González' angenommen, das Kulturministerium zu übernehmen?

Sicher nicht aus einer Schwäche für Ehrenbezeugungen, oder weil ich es genossen hätte, prominent zu sein. Dieser Aspekt der Macht hat mich nie sonderlich begeistert: Goldverzierungen, rote Teppiche, persönliches Prestige oder Vorrang bei der Sitzordnung interessieren mich nicht. Diese Dinge sind das Nebensächlichste an der Macht, und oft lächerlich. Nichts hat mich während meiner Jahre im Staatsdienst mehr amüsiert als die Ängste und die Gehässigkeit jener, die sich ein Plätzchen an der göttlichen, aber eisigen Sonne des Protokolls schaffen, es behalten oder absichern wollten. Zur Rechten oder in unmittelbarer Umgebung der Landesväter, des Königs oder, wie im Fall Spaniens, des Regierungspräsidenten.

Meine langjährige Vertrautheit mit verdeckter Arbeit im Untergrund – bei der mir eine natürliche Neigung übrigens zugute gekommen ist – hat mich gelehrt, den schönen Schein und das Gepränge der Macht zu verachten und auch auf diesem Gebiet das Wahre vom Ungefähren, den Abglanz von der Wirklichkeit zu unterscheiden.

Die Realität der Macht hingegen interessierte mich durchaus. In einem durchaus konkreten Sinn: die Macht, verstanden als Chance, in den Lauf der Dinge einzugreifen, die undurchsichtige, verworrene und häufig beklemmende Wirklichkeit der natürlichen historischen Entwicklung – wenigstens minimal, an den Rändern sozusagen – zu verändern. Die Realität der politischen Macht, gleich wieviel Scharfsinn und welcher Anspruch aufgeboten werden, um ihre möglichen Irrwege und ihre